

Therapeut und Klient eine Dreierbeziehung aus Therapeut – Hund – Klient. Fachspezifisch gesprochen wird aus einer Dyade eine Triade. Diese bietet einerseits vielfältige Möglichkeiten für den therapeutischen Prozess, andererseits muss der Therapeut dann Klient *und* Hund im Auge behalten.

Daneben darf nicht vergessen werden, dass der Therapeut auch die Haftung für alle Schäden übernehmen muss, die sein Hund anrichtet, unabhängig davon, ob dies unbeabsichtigt geschehen ist. Schon ein heftiges Schwanzwedeln kann zur Folge haben, dass eine teure Vase von einem Beistelltisch fällt.

Therapiebegleithunde werden zum Beispiel in Pflegeheimen oder Krankenhäusern mit einer Vielzahl von Gerüchen, Geräuschen oder Gegenständen konfrontiert, welche im Alltag normalerweise nicht vorkommen oder viel ausgeprägter sind als in ihrer normalen Umgebung. Auch das Verhalten mancher Klienten kann „kreativer“ sein, als das Verhalten von Menschen, die der Hund normalerweise gewohnt ist. Diese ungewohnten Umgebungsbedingungen können dazu führen, dass Hunde ihre Unsicherheit in ihrem Verhalten ausdrücken. Sie zeigen plötzlich ganz andere Verhaltensweisen, als wir es normalerweise aus dem Alltag mit ihnen gewohnt sind. Manche Hunde werden plötzlich fordernd und springen Menschen sogar an, damit sie ein Leckerli bekommen oder um einer Situation zu entkommen. Andere werden vorsichtig und weichen zurück. Und wenn man sie zum Kontakt drängt, fangen sie an zu knurren oder gar zu schnappen. Manche Hunde reagieren auf ungewohntes Verhalten der Klienten mit intensivem Bellen oder Jammern.

Eine gute und fundierte Ausbildung kann helfen, Sie und Ihren Hund auf die Herausforderungen, welche an eine hundegestützte Therapie gestellt werden, allmählich vorzubereiten. Die Anforderungen bezüglich der Mensch-Hund-Beziehung sind für dieses Arbeitsgebiet besonders hoch, da es gilt,

- die Potentiale, die der Umgang mit Hunden Menschen bieten kann, optimal zu nutzen,
- möglichen Schaden oder negative Folgen für den Klienten und den Hund möglichst abzuwenden.

Eine positive Wirkung eines Tieres ergibt sich nur dann, wenn eine konstante, intensive, positive und partnerschaftliche Beziehung zwischen Hund und Bezugsperson vorliegt. Die bloße Anwesenheit eines Tieres hat aus unserer Sicht noch keinen Vorhersagewert für den Verlauf einer Therapie. Vielmehr verändern Hunde die Atmosphäre im Therapieraum so, dass Vertrauen,

Sicherheit, Mitteilungs- und Geselligkeitsbedürfnis sowie Motivation und Kooperation positiv beeinflusst werden. Daher wird auch von einer „Vorfeldfunktion“ gesprochen (Prothmann, 2012). Dies bedeutet, wie gut eine Intervention abläuft, hängt gleichermaßen mit der Fachkraft, dem Tier und deren Beziehung zusammen.

Im Folgenden wird aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung nur die männliche Form verwendet. Es sind jedoch stets Personen männlichen und weiblichen Geschlechts gleichermaßen gemeint.

Den Begriff „Therapie“ verwenden wir umfassend für alle Maßnahmen wie „Behandlung“, „Förderung“, „Training“, „Rehabilitation“, „Coaching“, „Hilfe“, „Unterstützung“, „Initiierung von Lernprozessen“ oder „Pflege“.

Der Begriff „Klient“ meint u. a. Patienten, Klienten, Bewohner, Coachees, Kunden.

Der Begriff „Therapeut“ umfasst alle Berufsgruppen, welche ihre Patienten oder Klienten therapieren, behandeln, fördern, unterstützen, trainieren, coachen oder pflegen. Es sind daher u. a. gemeint: Physiotherapeuten, Ergotherapeuten, Logopäden, Pflegekräfte, Sozialpädagogen, Coaches, Psychotherapeuten, Psychologen u. a. m.



Geschichte tiergestützter Therapie mit Hunden

Die Anfänge

Die Ursprünge des therapeutischen Einsatzes von Tieren lassen sich bis weit in die prähistorische Zeit zurückverfolgen, in denen Tiere oftmals als Inkarnationen von Geistern begriffen wurden, die heilende und magische Fähigkeiten haben. Von den primitiven Anfängen hat sich diese Figur in frühen Hochkulturen weiter entwickelt und gipfelte etwa in der akkadischen Hochkultur (3. Jahrtausend v. Chr.) im Glauben an die Göttin Gula. Sie galt als Göttin der Heilkunst, deren Symboltier der Hund war.

Der Beginn der modernen tiergestützten Therapie kann auf das Jahr 1962 datiert werden. Damals erschien der erste wissenschaftliche Artikel „The Dog as a Co-Therapist“ („Der Hund als Co-Therapeut“) des amerikanischen Kinderpsychotherapeuten Boris Levinson (Levinson, 1962). Einige Jahre später erschien sein wegweisendes Buch „Pet-Oriented Child Psychotherapy“ (Levinson, 1969).

Levinson, der heute als Pionier der tiergestützten Therapie gilt, entdeckte durch Zufall, dass ein Tier ein Katalysator für menschliche Interaktionen sein kann. Die folgende Schlüsselgeschichte von Boris Levinson verdeutlicht, wie ein Tier einen Therapieprozess unterstützen kann:

Die Eltern eines Jungen, der lange Zeit erfolglos behandelt wurde, baten Levinson, die Behandlung ihres Sohnes zu übernehmen. Daraufhin lud er sie zu einem Gespräch in seine Praxis ein. Die völlig verzweifelten Eltern erschienen bereits eine Stunde vor dem verabredeten Termin. Zu dieser Zeit war zufällig Levinsons Hund Jingles in der Praxis. Auf die stürmische Begrüßung durch Jingles reagierte der Junge nicht ängstlich, sondern drückte und streichelte das Tier. Nach einer Weile fragte das Kind, ob wohl alle Kinder, die



in die Praxis kamen, mit dem Hund spielen dürften. Auf die zustimmende Antwort des Psychologen erklärte der Junge, dann auch wiederkommen zu wollen, um mit dem Hund zu spielen. Dies tat er dann einige Sitzungen lang, ohne Levinson selbst Beachtung zu schenken. Allmählich wurde dieser aber in das Spiel mit einbezogen. Langsam entwickelten die beiden eine gute Arbeitsbeziehung, an deren Ende die erfolgreiche Behandlung des Jungen stand.

Nach dieser Erfahrung setzte Levinson nun auch bei seinen anderen Patienten Jingles als „Eisbrecher“ ein und erreichte so, dass sich die psychisch auffälligen Kinder ihm mehr als je zuvor öffneten und ihre Reserviertheit und Feindseligkeit ihm als Therapeuten gegenüber aufgaben.

In den 1970er Jahren bauten Sam und Elizabeth O'Leary Corson an der Psychiatrischen Klinik der Ohio State University ein Tierversuchslabor auf, in dem sie das Verhalten von Hunden in unterschiedlichen Settings beobachten wollten. Sie hatten die Vorstellung, dass das Verhalten der Hunde ihnen einen Einblick in das Verhalten von Kindern und Jugendlichen erlauben würde. Da der Zwinger, in dem die Hunde gehalten wurden, nicht lärmgeschützt war, hörten die Patienten in der Abteilung für Jugendliche die Hunde bellen. Schon bald fragten Jugendliche, die bisher schweigsam waren und sich in sich zurückgezogen hatten, ob sie bei der Versorgung der Hunde mithelfen könnten und ob sie sich nicht intensiver um die Hunde kümmern dürften.

Die Reaktion der Jugendlichen auf die Hunde regte die Corsons an, ein Forschungsprojekt zu starten, das zeigen sollte, welche Effekte Hunde auf psychiatrische Patienten haben können. Ausgewählt wurden vor allem solche Patienten, die bisher nicht auf die herkömmlichen Behandlungsmethoden angesprochen hatten. Das fast unglaubliche Ergebnis dieser Pilotstudie war eine Verbesserung bei 28 von 47 Patienten.

Sie schlussfolgerten, dass es den Jugendlichen aufgrund der Anwesenheit der Hunde auf der Station leichter falle, soziale Kontakte zu knüpfen. Auch breite sich durch die Interaktion zwischen Patienten, Hunden und Therapeuten ein „erweiternder Kreis aus Wärme und Zustimmung“ aus. Die Verbesserungen, die durch den Umgang mit den Hunden erzielt wurden, erklärten Elisabeth und Samuel Corson auch damit, dass sich Kinder und Jugendliche zu Tieren hingezogen fühlen, unabhängig davon, ob sie in der Lage sind, zu Erwachsenen eine Beziehung aufzubauen. Jugendliche seien bereit, so die Corsons, Tieren Vertrauen entgegenzubringen, da sie entweder noch keine Erfahrungen mit ihnen gemacht haben oder sogar positive. Viele Kinder und Jugendliche fühlten beim Umgang mit den Hunden Sicherheit, da die Tiere einen untergeordneten Status hatten (Corson et al., 1977).

Später wechselte das Ehepaar Corson mit seinem Projekt zur tiergestützten Therapie in ein Altenpflegeheim. Auch dort konnten sie Tiere erfolgreich einsetzen. Erst in dieser Zeit begannen die Corsons, systematisch die körperlichen, psychologischen und sozialen Wirkungen von Tieren zu beschreiben.

Die Vorstellung, dass tiergestützte Therapie als therapeutische Intervention, ähnlich der Musik- oder Kunsttherapie, eingesetzt werden könnte, fasste langsam Fuß.

Die wissenschaftliche Erforschung

Bei einer Untersuchung darüber, welche Faktoren die Prognose bei Herzinfarktpatienten positiv beeinflussen, stellte die Soziologin Erika Friedmann in den 1980er Jahren zu ihrem eigenen Erstaunen fest, dass den entschieden günstigsten Einfluss der Besitz eines Haustieres darstellte (Friedmann et al., 1980).

Auch Alan Beck und Aaron Katcher trugen maßgeblich zum Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung bei. So postulierten Beck und Katcher schon 1983, dass Tiere die körperliche und psychische Gesundheit fördern, soziale Unterstützung bieten und auch therapeutisch wirken können (Beck & Katcher, 1983). In der zweiten Auflage ihres Buches im Jahr 1996 belegten sie mit zahlreichen Forschungsarbeiten ihre Vorstellung, dass Tiere für uns nicht nur Begleiter im Alltag sein können, sondern dass sie auch relativ einfach und sinnvoll in die therapeutische Arbeit mit Menschen integriert werden können (Beck & Katcher, 1996).

In Deutschland waren Prof. Bergler und die Forschungsgruppe „Psychologie der Mensch-Tier-Beziehung“ der Universität Köln wesentlich an der wissenschaftlichen Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung beteiligt. Die bisherigen theoretischen wie empirischen Forschungsergebnisse wurden seit 1986 in zahlreichen



Abb. 3: Mit einem tierischen Begleiter kommt man schnell mit Passanten ins Gespräch.